

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Wer, wenn nicht du - - ?

Hans Franck Wer, wenn nicht du --?

In den ersten Tagen des Dezember wurde dem Forstarbeiter Frederichs das achte Kind geboren. Nach zehnjähriger Ehe.

Der Mann nahm dieses Ereignis hin, wie er das Wetter im Wald hinnahm. Was nützte es, wenn man den Regen schalt, dem Frost fluchte, den Schnee zum Teufel wünschte? Dadurch wurde die Luft weder trocken noch warm noch klar. Man tat besser, sich unter die dichteste Buche zu stellen, zu schufsten, bis einem die Schwarte knackte, Fausthandschuhe anzuziehen, daß die Finger nicht verflamnten. Wenn auch das nicht half, je nun, so gestand man Gott seinen Willen zu, ließ es regnen, frieren, schneien, wie er bestimmte.

Die Frau aber, eine kleine, kregelige Person, hatte im Lauf der Jahre mit Gott zu hadern angefangen, je öfter desto heftiger. Gewiß, es ging vielen Menschen in diesen verdrehten Zeiten noch schlechter als ihnen. Sie nannten ein Häuschen mit einem kleinen Blumengarten davor und einem gutgemessenen Nutzgarten dahinter ihr eigen. Der Mann hatte sommers und winters Arbeit. Kein Alltagsabend im Jahr sah ihn anders als mit einem mächtigen Stück Holz auf der Schulter heimkommen, das keineswegs immer nach der Vorschrift vom Boden aufgesehen oder mit der Hand vom Baum gebrochen war, sondern manchmal an seinem armdicken Ende eine Hauffläche aufwies, die nur von einem Beil abstammen konnte. Gewiß, sie hatten Essen und Trinken und eine warme Stube. Aber es fehlten Kleider und Schuh, Acker und Vieh, Geld und Gut, wie es in Martin Luthers Katechismus heißt; es fehlte vor allem, was das Leben lieblich und also erst lebenswert macht. Und warum wurde es ihnen nicht zuteil? Aus einem einzigen Grunde: Weil sie nicht wie Hunderttausende, wie Millionen Gott und die Natur um ihren Willen betrogen! Aber war das Gerechtigkeit auf Erden, daß die Betrüger es gut hatten, ihr Mann und sie und ihre Kinder dagegen für das Rechtun bestraft wurden? Auch nach der Geburt ihres achten Kindes, eines kräftigen Jungen, erhob Frida Frederichs sich am fünften Tag von ihrem Wochenbett; wie es sich für eine arme Frau gehört. Aber diesmal schleppte sie sich so schwer durch ihre drei Stuben und die Küche, wie noch nie zuvor. Denn sie hatte sich durch das Sadern mit Gott eine Last aufgepackt, daß sie immer wieder darunter keuchte wie ihr Mann bei der Heimkehr am Abend unter der Holzlast auf seiner Schulter, von welcher er behauptete, daß sie sich gleich bliebe, sie, seine Frau, aber das Gegenteil wußte.

An einem dunklen Morgen, Mitte Dezember, als die Forstarbeiterfrau ihrem achten Kinde zu trinken gab, sagte sie plötzlich: „So geht es nicht weiter!“ Sie selber erschrak dieses Wortes, daß ihr Kleinstes darüber die Brust verlor und zu weinen anfang. Nachdem Frida Frederichs den schwarzhaarigen Schreihals wieder zurecht gelegt und dieser sich durch erneutes heftigeres Trinken beruhigt hatte, dachte sie dies:

In neun Tagen ist Weihnachtsabend. Sollte es wieder so werden, wie in all den letzten Jahren? So armelig, dürftig, kummervoll! Gewiß, in keinem Hause des Dorfes wurde während der Adventswochen gleichviel gesungen wie bei ihnen. Wer hatte denn auch so zahlreiche und so helle Kinderstimmen Tag für Tag auf dem Hausen wie sie? Gewiß, für ein paar Lichter reichte es immer noch. Der Weihnachtsbaum, den ihr Mann nach Gefallen im Wald schlug, kostete nichts, und die Kinder freuten sich über den Pfennigkram, den sie ihnen kaufen konnte, laut und lange. Aber das war nicht das Richtige; war nicht, was sie verdient hatten, was sie vom Schicksal fordern durften! Denn es war verschämte, verschüchterte, ungerechtfertigte Armut. Ein wirkliches Fest mußten ihre Kinder endlich haben, ein strahlendes Weihnachtsfest zum Wahrzeichen einer zehnjährigen Ehe, die dem Leben gehorchte, der Natur dienstete.

Das satte Kind war der Forstarbeiterfrau über solchen Gedanken in den Schoß gesunken. Sie sah es lange an, stellte mit Bitternis fest: „Nur das eine Gend hat es!“, nickte, schloß ihr Kleid über der Brust und begann, das Neugeborene einzumummeln. Sie packte, was ihr zur Hand kam: ein Tuch, einen Jungenrock, die Tischdecke. Aber es war ihr noch immer nicht genug. Erst da sie ihr Ahtes zu einer Kleiderkugel umgeformt hatte, in die ein flitzkleines Menschengesicht eingelassen war, hielt die Mutter mit dem Einpacken inne. Sie nahm ihr Kind auf den Arm und ging nach draußen. Ohne selber eine Jacke anzuziehen, ohne ein Tuch um ihren Kopf zu winden. Als eines von den Kleineren, die noch nicht zur Schule gingen, ihr folgen wollte, befahl sie: „Dableiben!“ und sah im nächsten Augenblick suchend nach rechts, nach links, um festzustellen, wer ihr Kind angeschrien hatte. Barhäuptig, im dünnen Rattunkleid, das sorglich eingemummelte jüngste Kind auf dem Arm, ging Frida Frederichs durch den Flur ihres Hauses, durch den Vorgarten, über eine kleine Brücke, die der Forstarbeiter aus Eichenknüppeln nach Feierabend kunstvoll gezimmert hatte, ins freie.

Sobald sie den Bahngraben überquert hat, bleibt die Frau auf dem Fußsteig der Chaussee, dicht vor der schwarzblanken Fahrbahn, stehen. Das Forstarbeiterhaus liegt vereinsamt am Wald, durch den hinweg man bis zur Stadt eine dreiviertel Stunde Wegs hat. Da man bis zum Dorf, in der entgegengesetzten Richtung, eine halbe Stunde gehen muß, ist weit und breit kein Mensch zu erblicken. Denn die Fußgänger, die in der Stadt eine Verrichtung haben, sind schon vorüber. Nur Autos, die meisten stadtwärts, gleiten dann und wann die Chaussee entlang. Sehr sacht beginnt der erste Schnee zu fallen.

Frida Frederichs, ihr achttes Kind im Arm, steht barhäuptig am Rand der Straße, auf der das Leben, das reiche, unermessliche Leben vorbeirast. Sie hebt nicht, wie es überall Sitte geworden ist, wenn man eine Bitte an die Insassen herbeiführender Wagen

hat, die freie Hand. Sie tut nicht zu einer Anklage, einer Forderung, einem Schrei den Mund auf. Sie fleht nicht einmal mit den Augen: „Erfüllt eure Pflicht an einer Mutter mit acht Kindern!“ Sie steht, hundert Schritt von ihrem Häuschen entfernt, im sanftrieselnden Schnee. Wer Augen hat zu sehen, muß sehen. Wer Ohren zu hören hat, andere als die des Leibes, muß hören. Sie steht da, wird dastehen bis — Frida Frederichs weiß nicht wie lange, weiß so recht nicht einmal warum. Sie steht da, weil ihr nichts anderes mehr übrig blieb, als mit ihrem achten Kind auf dem Arm am Rande des Lebens dazustehen.

Wagen gleiten vorüber. Die Menschen darin sehen die Frau mit dem Kind auf dem Arm nicht, hören ihr hämmerndes Herz nicht; sehen, hören sie und fahren weiter. Schließlich läßt einer den Wagen anhalten. Frida Frederichs schließt die Augen. „Liebe Frau, ich würde Sie gern mitnehmen in die Stadt, aber es ist leider kein Platz mehr vorhanden!“ Frida Frederichs öffnet, um sich von der Richtigkeit dieser Worte zu überzeugen, die Augen nicht. Sie nickt mit dem Kopf. Der Wagen faust weiter. Frida Frederichs, ohne ihm nachzusehen, ohne nach einem kommenden Wagen auszuschauen, steht da. Ein zweiter hält an. „Wollen Sie mitfahren, Frau? Neben dem Chauffeur ist noch Platz!“ Frida Frederichs, die wiederum bei dem ersten Wort die Augen geschlossen hat, schüttelt den Kopf. „Ist Ihnen zu zugig da vorn? Ich soll mich wohl selbst neben den Chauffeur setzen und Sie mit Ihrem Wurm hinten einsteigen lassen? Kann ich mir denken, daß Ihnen das lieber wäre. Weiter!“ Der Wagen macht beim Anfahren einen Sprung, um die versäumte Zeit einzubringen. Frida Frederichs öffnet die Augen und steht da, wie sie — länger nun schon als eine Stunde — dagestanden hat.

Gegen Mittag gleitet mit singendem Ton ein Auto waldwärts: schöner als alle vor ihm. Die Forstarbeiterfrau — verlockt durch den hellen Ton — blickt zum ersten Mal mit einem „Zils!“ dem Wagen entgegen. Plötzlich aber, als er bis auf wenige Meter der Frau mit dem Kind auf dem Arm nahegekommen ist, plötzlich schwanft Frida Frederichs und fällt vornüber. Sie hat noch die Kraft, das Kleiderbündel von sich zu werfen. Darin beginnt es zu schreien. Aber die Mutter hört an der Art des Weinens: „Nicht wehgetan! Nur aufgewacht!“ Dann schwinden ihr die Sinne. Bremsen müssen das Letzte hergeben. Der Wagen bäumt auf, knirscht, schreit. Das Steuerrad wird mit aller Kraft herumgerissen. Aber die Grabenböschung ist steil, der Fußsteig schmal. Das rechte Vorderrad fährt über das linke Bein Frida Frederichs hinweg. Die stöhnt auf. Wird aber nicht wach.

Herr von Haselhorst springt, dickbepelzt, aus dem Wagen. Sagt zu der, die nichts hören kann, immer wieder: „Ich habe keine Schuld! Ich nicht!“ Winkt zum Forstarbeiterhaus hinüber um Hilfe. Kleine Kinder erscheinen, die nichts als weinen und auf Befragen, wenn auch nicht alle, antworten können: „Free-de-ri-chs.“ Aber schon kommt dorsher ein neunjähriger Junge angelaufen. Es ist Karl, der älteste der Forstarbeiterfrau, der den Geschwistern bei Schulschluß davongerannt ist, um im Hause zu helfen. Mit einem „Mutter!“ wirft er sich über die am Boden Liegende.

„Ich habe keine Schuld!“, versichert Herr von Haselhorst, „Ich nicht!“ „Sie muß ins Krankenhaus!“, stellt der Neunjährige fest, packt, als der völlig verwirrte Autobesitzer zustimmend nickt, seine Mutter unter die Arme, erklärt, als sie im Wagen liegt: „Ich komme mit!“ und vergift nicht, den frierenden, heulenden Haufen kleiner Kinder durch ein zwar nicht barsches aber bestimmtes Wort ins Haus zurückzuschicken. Mit einem neunjährigen Jungen, einem neugeborenen Kind und dessen bewußtloser Mutter fährt Herr von Haselhorst bald darauf beim Stadtkrankenhaus vor. Der Spruch des Arztes, den er nach endlosem Warten erhält, lautet: „Glatter Bruch. Keine Splitterung. Kommt völlig wieder in Ordnung. In wenigen Wochen.“ „Ich bin ohne Schuld!“, sagt Herr von Haselhorst, noch ehe er seiner Freude über den günstigen Spruch Ausdruck gibt. Auch als er vor Frida Frederichs, die mit geschientem Bein, ihr Ahtes zur Seite, im sauberen Krankenhausbett liegt, hintreten darf, sagt er das gleiche: „Ich habe keine Schuld. Nicht wahr, liebe Frau? Nicht die allergeringste Schuld!“ Frida Frederichs nickt und sagt schließlich, damit der Arzt und ihr ältester Junge, dem sie immer wieder die Hand streichelt, es hören: „Keine Schuld —“. Den Neunjährigen nimmt Herr von Haselhorst in seinem Wagen wieder mit, setzt ihn im Wald ab, daß er dem Vater das Vorgefallene erzählt, betritt bald darauf das Forstarbeiterhaus und sieht, umstarrt von sechs kleinen Kindern, zum ersten Mal mit eigenen Augen, was er bisher nur vom Hörensagen kannte: Armut, Not, Verlassenheit. —

Herr von Haselhorst hat es sich nicht nehmen lassen, die Forstarbeiterfrau Frida Frederichs am Nachmittag des 24. Dezember selber mit seinem Wagen heimzufahren in das Haus am Waldrand und sie mit dem Forstarbeiter über die Brücke aus Eichenknüppeln, durch den Vorgarten, den Flur ins Zimmer zu tragen. Dort ist das Weihnachtsfest bereitet gewesen wie nie vordem: Ein Baum, der bis an die Decke ragte — über und über mit Lichtern, Nüssen, Äpfeln, Schokolade, Glitzergold behangen — darunter Eßliches, von dem die Forstarbeiterleute vielfach nicht einmal den Namen wußten, das den Kindern aber doch schmeckte — rundum Kleider und Schuhe, Jacken und Strümpfe, Mützen und Mäntel, Hemden und Hosens. „Aber“, hat Frida Frederichs plötzlich hervorgestoßen. „aber — ich — — verdiene das doch gar nicht. Ich hab bei der Vernehmung nicht die Wahrheit gesagt! — Ich bin gar nicht — schwindlig geworden. Ich bin mit Absicht vor den Wagen gefallen! Ich wollte mich doch — töten! Ich bin schuld an dem Unglück, das draußen auf der Chaussee geschah.“ „Tö—ten?“, hat Herr von Haselhorst aufgestöhnt, die Hände vors Gesicht geschlagen, geschwiegen, die Hände sinken lassen, der Forstarbeiterfrau fest in die Augen geblickt und schließlich ausgesprochen, was er solange nicht wahrhaben wollte: „Bis zu diesem Augenblick habe ich gedacht: Ich bin schuldlos. Nun aber weiß ich: Wer, wenn nicht ich, ist schuld daran, daß Sie das Schwere denken mußten? Nur denken! Denn vor dem Tun hat Gott in seiner Gnade durch die Ohnmacht Sie bewahrt. Wer, wenn nicht ich, der Tag für Tag achtlos an Ihrem Haus vorüberfuhr, ist schuld? Wer, wenn nicht ich — —?“

Wir schwören nicht auf einen Formalismus, wir schwören nicht auf einen Unbekannten. Wir schwören nicht auf eine Hoffnung, sondern auf eine Gewißheit! Das Schicksal hat es uns leicht gemacht, unbedingt und rückhaltlos den Eid auf einen Mann zu leisten. Wir haben das unendliche Glück, den Schwur ablegen zu dürfen auf den, der für uns Inbegriff des Führers an sich ist. Adolf Hitler ist Deutschland, und Deutschland ist Adolf Hitler. Wer für Adolf Hitler schwört, schwört für Deutschland.

Rudolf Hess am Tag des Treueschwurs.

Ernst Fried

Die deutsche Universität und ihre Mission.

Dieser Aufsatz wurde gearbeitet für einen Sammelband, den das Ministerium für Propaganda und Volksaufklärung in Amerika herausgibt.

Die Schriftleitung.

1. Ein Ende.

Die deutsche Universität des 19. Jahrhunderts, nach dem Vorbild der Gründung Humboldts und Schleiermachers in Berlin aufgebaut, hat in der Welt mit gutem Grund größtes Ansehen genossen. Sie war getragen von der großen Humanitätsidee des 18. Jahrhunderts, die seit der Wende zum 19. Jahrhundert die Abwandlung zur Nationalidee erfahren hatte. Die Aufklärung, die Philosophie des deutschen Kritizismus und Idealismus, der Neuhumanismus und zum Teil auch die Romantik hatten an der Ausarbeitung dieser Idee in den verschiedenen Wissenschaftsgebieten gearbeitet, und in ihrem Namen besaß die deutsche Universität die geistige Führung in der Nation, was im 18. Jahrhundert nicht der Fall gewesen ist. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat die Universität der Nation insbesondere den Weg zum Nationalstaat bereitet. Die eigentliche Heimstätte der Humanitätsidee war die Philosophische Fakultät, die als Trägerin einer allgemeinen Hochbildung mit Gründung der Universität Berlin zum geistigen Mittelpunkt aller anderen Fakultäten und zum gemeinsamen Band aller Wissenschaften geworden war.

In der Entwicklung eines Jahrhunderts hat sich das Bild der deutschen Universität vollkommen gewandelt. Sie besaß nicht mehr die Führung in der Nation, und sie stellte auch nicht mehr eine geistige Einheit und gemeinsame Sinnrichtung dar. Die Einzelwissenschaften hatten sich aus dem gemeinsamen Boden gelöst, verselbständigt, immer weiter verzweigt und immer mehr zersplittert. Das Ganze der Wissenschaft und der Universität war ersichtlich im Niedergang, und ihre bildende Wirkkraft erlahmte. Sie lebte aus verbrauchten Traditionen, schuf aus Literatur wiederum Literatur und stand mit ihrem ganzen Betrieb abseits von den Lebenswirklichkeiten, ohne näheres Verhältnis zu Lage, Not und Aufgabe der Nation, ohne Zusammenhang mit der lebendigen Wirklichkeit im Volkstum. Ein für alle Wissenschaftler verpflichtendes Ziel war so wenig mehr vorhanden wie ein gemeinsamer Boden. In diesem Zustand hat man die Universitäten scharf, aber nicht ganz mit Unrecht als „Warenhäuser des Geistes“ bezeichnet. Ein Ende im Chaos schien unvermeidlich.

Seit dem Weltkrieg kamen in der Öffentlichkeit periodisch die Aussprachen über diesen Zustand und das Suchen nach

neuen Aufgaben. Aber sie blieben unwirksam im Epigonentum stecken, da eine tragende Idee und ein neues konstruktives Ziel noch nicht in Sicht getreten waren. Mit der nationalen Revolution von 1933 ist dann aber im ganzen deutschen Volk ein neues Prinzip des Werdens der Weltanschauung und des Weges in die Zukunft durchgebrochen. Von ihm aus werden auch Wissenschaft und Universität einen neuen Gehalt, eine neue Sinnrichtung und eine entsprechende Form bekommen.

2. Ein neuer Anfang.

In der ganzen Zeit nach dem großen Krieg machte sich an den Universitäten in zunehmendem Maße eine Spannung zwischen Studentenschaft und Professorentum geltend. Die Studentenschaft war stark ergriffen von der national-revolutionären Idee, die mit Macht aus den seelischen Untergründen des deutschen Volkstums heraufbrach und in der nationalsozialistischen Bewegung ihren stärksten Ausdruck fand. Die Studentenschaft wandte sich immer mehr ab von der überlieferten Wissenschaft und dem herkömmlichen Lehrbetrieb der Hochschulen, während die ältere Generation der Dozenten in den wissenschaftlichen und weltanschaulichen Ideen des Liberalismus befangen blieb und Miene machte, die liberalistische Wissenschaft als absolut zu setzen. Aus der Studentenschaft, nicht aus den Diskussionen der Professoren ist dann die entscheidende Bewegung zur grundlegenden Erneuerung der Hochschulen heraufgekommen. Die Jungen waren zu Trägern einer neuen Lebens- und Willensrichtung, zu Vorkämpfern einer anderen Weltanschauung und Wertordnung geworden. Mit der nationalsozialistischen Revolution ist das Prinzip der völkischen Lebensganzheit zur Herrschaft gelangt, und ihm gemäß sollen Weltanschauung, Staat, Volksordnungen, Kultur und Erziehung aufgebaut werden. Es hat hier eine Verschiebung des Schwerpunktes stattgefunden, der im Gegensatz zur Zeit des Liberalismus nunmehr nicht mehr im autonomen Einzelmenschen, sondern im Volkstum als einer geschlossenen Lebenseinheit liegt. Damit ist auch die vermeintliche Autonomie der verschiedenen Lebensgebiete überwunden: Staats- und Volksordnungen, Recht, Wirtschaft, Kultur und Erziehung unterstehen wie die einzelnen Menschen mit ihrem ganzen Leben dienend dem völkischen Lebensganzem und seinem Gesetz. Sie stehen allesamt im Dienste der großen Gesamtaufgabe, die uns vom Schicksal auferlegt ist und den Weg in eine neue Zukunft weist. Aus dem Prinzip der Ganzheit folgt notwendig eine bündische, gefolgschaftliche und körperschaftliche Gestaltung des öffentlichen Lebens unter autoritativer Führung, wobei die Autorität und Macht des Führers nichts anderes ist als